

Die Linde blüht, — es reißt das Korn — Der Himmel strahlt im tiefen Blau — Des Sommers goldner Faden webt

Die Linde blüht, — es reißt das Korn — Durchs Weltall zieht ein süßer Traum — Wie warmer Odem weht's dich an — Und auch die Frucht prangt schon am Baum.

Regine Verch.

Novellette von Carl Busse.

„Mädchen, Mädchen, was willst du? Worauf wartest du? Ich verleihe dich nicht!“ Die gute Mutter! Sie sagte das jeden Tag mit dem ängstlich-besorgten Gesicht, in dem die halbe Frage stand, wie sie zu dieser Tochter käme.

„Aber Regine verzog noch immer das Gesicht, wenn man vom Heirathen sprach. „Thuerer!“ sagte die Mutter zurecht. Da lehnte die Tochter den ersten, den zweiten, den dritten Bewerber ab. Das war schließlich doch mehr als „Thuerer!“ Sie forschte heimlich.

„Aber nichts, garnichts! Und Regine war doch gewiß nicht süß! Das entsprach ihrer Art nicht. Sie träumte sich ohne Zweifel viel zurecht. Und Mädchen, die träumen, sind nicht taubherzig.“

„Aber die Möglichkeit einer unglücklichen Liebe, einer heilig bewachten. Aber Regine war durchaus nicht unglücklich. Das hätte man merken müssen. Und in wen hätte sich das Kind auch verlieben sollen? In wen hätte —“

„Frau Sanitätsrath Verch ließ mit einem Male die Hände sinken, als wäre sie ganz saunungslos. Timm Jürgens —! Timm, der unechte Better! Auf das Nächste kommt man wahrhaftig zuletzt.“

„Eine ungeheure Freude und Regsamkeit ergrieff sie. Ordentlich ein Dankbarkeitsgefühl gegen Timm Jürgens. Sie klammerte sich in ihren Gedanken förmlich an ihn. Er öffnete ihr das Herz der Tochter wieder. Sie verstand — sie verstand endlich! —“

„Regine sah sie erstaunt an, wie sie lustig und lieb zu ihr war, scherzhafte Anspielungen machte, lächelnd drohte. Und die Mutter gab sich nicht damit zufrieden. Daß Timm Jürgens seine „falsche“ Cousine liebte, konnte ihr nicht entgehen. Warum sollte man dem lieben Jungen den Muth nicht stärken? Es paßte alles so gut. Timm war leidlich wohlhabend und hatte, trotzdem es sich ein Jahr lang als Rechtsanwält hier niedergelassen, schon eine nicht geringe Praxis. Außerdem war er wirklich brav und hübsch und — und —“

„Nun eben: passend in jeder Beziehung! Die Frau Sanitätsrath stärkte seinen Muth vorwärts, aber mit Ausdauer. Und dortgestern war er angezogen. Vor Verlegenheit etwas roth, doch eben deshalb wunderhübsch. Man mußte bei ihm, daß die Liebe groß war.“

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 11. August 1905 (Zweiter Theil.) Jahrgang 25 No. 50.

den Schlüssel für das Räthsel? Sie entschloß sich, mit ihrem Manne zu reden. Als Regine Nachmittags in den Garten wollte, rief ihr Vater sie an. Er war, immer, in Eile. „Hast du dich entschieden, Gine?“

„Da lachst du? „Fängst du auch an, Papa?“ Er schüttelte den grauen Kopf. „Ich möchte nur . . . möchte nur . . .“

„Er nickte, war verlegen, trippelte davon. Regine Verch schritt hastig durch die kleine Pforte am Ende des Gartens, schlug einen kaum sichtbaren Pfad durch Wiesen ein und stand bald am Ufer des stillen Stromes, an dem drüben die Stadt lag. Sie folgte auch jetzt noch einem wenig deutlichen Fußwege, bis sie zu einer Stelle kam, wo Schilf und Röhricht ihr den Pfad sperrte.“

„Man sah sie jetzt weder von der Stadt, noch vom Wasser und den Wiesen. Rasch schlüpfte sie vorwärts, rauschend schlossen sich die Stauden hinter ihr. Dann wurde es feucht, aber da lag ein schmales Brett. Nun balancirte sie darauf dahin bis zu einem alten Stahne, auf den sie sich setzte. Es war ihr eigener Stahne. Aber ihr Vater wünschte nicht, daß sie darauf fuhr. Die Ruder fehlten. Und er war so ins Schilf getrieben, daß so leicht keines Menschen Auge ihn entdecken konnte.“

„Das war Regine Verchs Lieblingsplatz. Niemand wußte darum. Wenn sie hier saß, konnte sie glauben, ein grüner und gelber, ewig rauschender Wald umgebe sie.“

„Stundenlang hatte sie hier oft gewollt. Hatte mancherlei gedacht und geträumt. Wie groß und weit die Welt, wie furchtbar und gewaltig und geheimnißvoll das Leben sei. Das Leben, vor dem sie Furcht hatte und nach dem sie sich sehnte. O, es hing an so viele Räthsel über die Ferne und Zukunft!“

„Timm Jürgens . . . also der Timm wollte sie heirathen. Warum nicht? Er war gut, hübsch, wacker. Sie hatte ihn wirklich von allen am liebsten, fast lieb . . . Ja, wenn sie hier — so ganz gefesselt — es sich überlegte, so konnte sie sich wohl denken, daß sie gern seine Frau würde. Timm Jürgens . . . es war der einzige der jungen Leute, den sie länger kannte, mit dem sie als Kind schon manchmal gespielt hatte.“

„Und als er vor ihr gestanden, warum hatte sie da nein gesagt? Warum war es wie jitzende Furcht und wehrende Scheu in ihr aufgestiegen? Das war die feige Furcht, das feige Ausweichen vor dem Leben. Ihr Vater hatte recht.“

„Die Sonne brannte glühend heiß. Regine Verch aber nahm noch den Hut ab, daß die Strahlen auf ihr blondes Haar fielen und es erhitzten. Ja, dachte sie, ich will ja . . . ich will! Und ihr Gesicht ward roth. Sie sah vor sich hin.“

„Nein, nein, ich kann nicht! Das ging wie ein Schlag durch ihren Körper. Lange sah sie so, im Innersten aufgewühlt. Plötzlich zuckte sie zusammen. Ein Geräusch ward hörbar. Sie spähte vorwärts — auf den ruhigen Strom hinaus! Nichts! Er war ganz unbedeckt. Kein Kahn zu sehen, keine Barke.“

„Sie bleibt. Sie sieht ins Schilf und zittert. Sie sieht auf den Strom und zittert. Auf dem Strom liegt die Sonne. Und gleichsam der Sonne entgegen, heben sich aus dem Wasser leuchtend und kräftig zwei Schulkern, auf deren Feuchte die himmlischen Strahlen sich festsaugen. Und siegende, fluthbezwingende Arme theilen und beherrschen das heilige Element. Und jedes Heben und Senken, Theilen und Zurückdrängen ist wie ein Lobgesang der herrlichen Freiheit, der Jugend und der Kraft . . .“

„Regine Verch hat die Augen weit geöffnet. Die alte Angst duckt sich darin, wird stärker und späht vorwärts. Halb vorgebeugt sieht das Mädchen da. Und das leuchtende Weiß taucht immer wieder aus den Fluthen, die mit ihm spielen, die es wiegen, tragen, küssen.“

„Sie schließt die Augen, es stimmert davon. Langsam neigt sie sich zurück und öffnet die Augen wieder. Ihre Blicke hängen an dem Schilf. Das raunt und misperlt. Ihre Blicke suchen, noch immer scheu, aber ohne die zitternde Angst, den Strom, in dem junge Kraft ringt und siegt. Und ihr ist mit einem Male, als ringe und siege auch etwas in ihr, als befreie sich etwas und feige heiß, felig entschlossen empork.“

„Ihr Gesicht brennt; das ist das Blut, das ist die Sonne. Und immer von Neuem das Zittern, das sie durchläuft und in dem sie wieder nur die Augen schließt.“

„Da schäumt und plätschert es näher — purpurner wird die Dämmerung, die vor den geschlossenen Augen hängt. Ganz ruhig liegt jetzt das Wasser. Lange, lange Minuten. Dann zerfällt ein Ruder Schlag den blühenden Spiegel.“

„Regine Verch kann zuerst kaum sehen. Ein paar purpurne Dämmerwölckchen zerflattern noch vor dem in die Augen brechenden Licht. Mit dem letzten fährt der Mann — oder der Jüngling — fährt Prinz Goldhaar an ihr vorbei. Das Boot treibt jetzt der Mitte zu — hat sie erreicht — geht langsam stromab.“

„Weit hat sich das Mädchen vorgeeilt. Sie fürchtet nicht zu fallen. Aber sie sieht doch nicht das Gesicht das ihr vorhin grüne Schleier und purpurne Wölckchen verhängen. Es ist ihr nun abgewandt, nach dem Westen gerichtet.“

„Die Sonne neigt sich mehr und mehr. Mit Roth und Gold überglüht sie die Wolken. Der ganze westliche Himmel ist ein ungeheures orangefarbenes Lichtmeer. Und der Strom geht jetzt wie ein feuriges, funtelndes, rothgoldenes Band, wie eine Straße, die hineinführt in allen Glanz des Himmels.“

„Unaufhaltsam fährt auf dieser Straße, die in unirdischer Schönheit erstrahlt, der Kahn dahin — der Kahn, in dem die schlante, fehnige Mannesgestalt steht. Immer weiter geht es in das große Leuchten hinein. Das Boot ist nur noch ein Punkt. . . wo ist es nun? . . . Da . . . nein . . .“

„Wie ein Traumprinz, ein Königsohn aus dem Märchen ist die Gestalt in Licht und Schimmer verschwunden, als sei sie hineingefahren in die selbigen Thore des Himmels, die sich hinter ihr geschlossen hatten. Nur die verzuckende, alles überströmende rothgoldene Lichtfluth bleibt auch jetzt noch.“

„Regine Verch athmete schneller. Leuchtende Schulkern tauchten noch einmal aus sonniger Fluth; das Schiff rauscht wieder, als ob es nahe wäre. Stürter noch wirft sich das Blut in ihr Antlitz. Rasch dreht sie sich um, daß ihre Mutter die heiße Röthe nicht bemerkt und biegt sich herab zu einer rothen Stockrose.“

„Der ganze Garten steht felig und sonnenfett in Abendshülfe; alle Kronen und Reiche scheinen zu zittern und in wilder Opferbereitschaft ihren Duft zu verströmen. Die rothe Rose die Regine gefaßt hat, sendet ihren süßen Hauch zu ihr empor. Man meint fast sehen zu können, wie die sammtigen Blütenblätter sich weiter und weiter öffnen und sich den lauen schweren Lüften preisgeben wollen.“

„Was meinst du?“ Da knickt mit einem Male Regine Verch die rothe zitternde Rose. Der Dorn sticht; sie zuckt etwas. Noch röther wird ihr Antlitz, und ihre Brust hebt sich.“

Eine Mahlzeit wider Willen.

Von R. H. Davis.

„Der junge von Bibber unterbrach für einen Tag seine Lebensgewohnheiten und kam nach der Stadt herein. Diese ungewöhnliche Reise war die Antwort auf einen Brief seines Rechtsanwaltes, der seiner Unterschrift für verschiedene Papiere bedurfte. Fünf Jahre waren vergangen, seit von Bibber nicht anders denn als Durchreisender auf den Bahnen oder Fährbootsen hierher gekommen war. Und als er durch den City Hall Square wandelte, blickte er mit so lebhaftem Interesse wie ein Neu-Ankömmling auf die großen neuen Gebäude, die hier auftraten, wie auf das Getriebe und Gedränge in den Straßen.“

„Ihm gefiel eigentlich die Neuheit der Situation, und nachdem er seine Angelegenheiten bei dem Anwalt erledigt hatte, verfuhrte er den untern Broadway entlang zu schlendern. Aber die Leute rannten ihn an und Karren und Handwagen suchten ihn zu überfahren, als er die Straße kreuzte, um in eine der Seitenstraßen einzubiegen, und junge Leute aus seiner Bekanntschaft, denen er begegnete, schienen in solcher Eile und so über-rascht ihn hier zu treffen, daß er das Gefühl hatte, er gehöre hier durchaus nicht hin.“

„Hallo, von Bibber, was führt denn Sie her?“ begrüßte ihn einer der jungen Leute, die an ihm vorbeifuhren. „Saben Sie sich verlaufen?“ „Scheint mir so“, sagte von Bibber. „Wenn Sie mir gültig sagen wollen, wie ich zur Civilisation zurückkomme, dann bin ich Ihnen sehr dankbar.“

„Nehmen Sie die Hochbahn vom Park Place“, sagt der andere über die Schulter, nicht noch und tauchte in der Menge unter. Der Besucher von der oberen Stadt hatte keine rechte Ahnung, wo wohl Park Place sein könnte, aber er wandte sich nach der Richtung und folgte dem Zuge der Hochbahn. An der Ecke der Weststraße folgte ein erbärmlich aussehendes, rothhäutiges, schmutziges Wesen seiner Spur und vertrat von Bibber den Weg und bat ihn um ein paar Cents, um sich etwas zu essen zu kaufen. „Ich komme den weiten Weg von Chicago“, sagte das Wesen, „und ich habe seit 24 Stunden nicht gegessen.“

„Van Bibber wich zurück, als hätte das Subjekt an einer anstehenden Krankheit, und reichte ihm einen Vierteldollar, ohne die Segenswünsche des Mannes abzuwarten. „Armer Teufel“, murmelte von Bibber. „Wenn man sich vorstellt, daß er den ganzen Tag ohne Mittagbrot herumläuft.“ Er konnte sich's aber nicht vorstellen, wie sehr er sich auch mühte, und diese Unmöglichkeit erregte ihn derart, daß er beschloß, umzukehren und den Mann aufzuspielen und ihm mehr Geld zu geben. Van Bibber's Ideen über ein Mittagbrot waren ziemlich übertrieben. Er konnte kein Lokal, wo ein Vierteldollar für ein nettes Mahl ausreichte, unbegriffen ein Braten, drei Gemüße, Pudding, nach seinem Dafürhalten war ein Vierteldollar kaum genügendes Trinkgeld für den Kellner, der das Mahl servirte, und entschloß sich doch nicht auch ausreichend für das Mahl selbst. Erst sah er den Mann nicht, und als er ihn erblickte, da sah der Mann wieder ihn nicht. Van Bibber beobachtete, wie er drei Herren aufhielt, zwei davon gaben ihm Geld; nun trat der Mann abermals an van

„Bibber heran und wiederholte seine traurige Geschichte mit eintöniger Stimme. Er erkannte von Bibber augenscheinlich nicht wieder, und der gab ihm noch einen halben Dollar, überzeugt, daß die inzwischen erworbenen Gelder für das Mittagbrot des Mannes ausreichen müßten, und ging seiner Wege.“

„Aber dieses Umkehren hatte von Bibber ganz verwirrt, und er ging um den ganzen Häuserblock herum, als er entbedte, daß er fehlgegangen. Er stand wieder an derselben Stelle und blickte die Bahnreihe entlang, als die inzwischen vertrauten Töne des Hungerrindens an sein Ohr schlugen.“

„Als van Bibber auf den Bettler zu trat, sah dieser recht unbehaglich aus. Er war sich nicht genau bewußt, ob er diesen Herrn nicht schon einmal angesprochen habe. Aber van Bibber hatte einen feinen Gedanken. Er kauschte das Subjekt, indem er mit der Hand in die Tasche griff.“

„Nichts zu essen seit vierundzwanzig Stunden? Lieber Himmel!“ meinte der Stubmann voller Theilnahme. „Saben Sie denn auch kein Geld?“

„Keinen Cent“, wimmerte der Mann, „und mir ist ganz schwach vor Hunger. Helfen Sie mir, gnädiger Herr. Ich bettle so ungern. Mir liegt nicht am Gelde, sondern gerade nur am Essen. Ich verhungere, Herr.“

„Gut“, sagte van Bibber plötzlich, „wenn Sie was zu essen haben möchten, so kommen Sie mit mir hier herein, und ich gebe Ihnen ein Frühstück.“

„Aber der Mann zögerte. Er wimmerte und klagte, Leute seinesgleichen würden sie nicht in so ein feines Lokal hineinlassen.“

„Doch“, sagte van Bibber und mußerte die ausgehängte Speisekarte. „Es scheint sehr billig. Beeifteen Sie mich für 15 Cents. Gehen Sie hinein“, fügte er hinzu, und in seinem Tone lag etwas, das den hungrigen Mann veranlaßte, in das Speisehaus, wann auch widerwillig, einzutreten.“

„Van Bibber wollte es scheinen, als wäre es ein seltsames Lokal, und die Leute starrten ihn und seine Hand-schuhe und die Gardenie im Knopfloch und den ihn begleitenden Bagabunden ziemlich verwundert an.“

„Sie wollen doch nicht zweimal frühstücken?“ fragte einer der sehr energisch aussehenden Kellner den Hungerrindens. Dieser sah verlegen aus, und van Bibber, der neben seinem Stuhl stand, lächelte triumphirend. „Sie irren sich“, sagte er zu dem Kellner. „Dieser Herr stirbt vor Hunger. Er hat seit vierundzwanzig Stunden keinen Bissen über die Lippen gebracht. Geben Sie ihm, was er verlangt.“

„Warten Sie noch mal einen Augenblick“, gebot van Bibber, „Sie haben ja noch für Ihr Frühstück bezahlt.“

„Habe was?“ brüllte der Mann. „Bezahlt? Wie kann ich denn hier bezahlen? Sie haben mir ja gesagt, ich soll herein kommen und hier essen. Ich habe kein Frühstück verlangt. Sie müssen selbst für Ihren Spaß bezahlen, oder man wirft Sie hinaus. Seien Sie nur nicht zu schlaun.“

„Ich habe Ihnen“, entgegnete Bibber langsam, „75 Cents für ein Frühstück gegeben. Die Rechnung beträgt 80 Cents und ist erstaunlich billig.“

„Erst verhaue ich Sie aber noch gründlich!“ schrie der Mann wüthend. Van Bibber wandte sich an den Kellner. „Bitte, rufen Sie den Beamten“, sagte er.

„Der Kellner lief nach der Thür und das Subjekt ebenfalls, aber der gewandte Kellner ergriff ihn beim Stragen und hielt ihn fest. „Lassen Sie mich los!“ brüllte der Mann. „Lassen Sie mich los, und ich will zahlen!“

„Nun traten alle die anderen Gäste hinzu und schlossen einen Kreis um die Gruppe und beobachteten, wie der Mann 80 Cents in die Hand des Kellners einzahlte, so daß ihm gerade noch 10 Cents verblieben.“

„Sie haben das Trinkgeld für den Kellner vergessen“, sagte van Bibber und zeigte streng auf das Geldstück. „Nein, Sie werden doch nicht“, stöhnte der Mann.

„Doch“, sagte van Bibber, „thun Sie, was sich gehört, oder ich —“

„Der Mann ließ die Münze in des Kellners Hand gleiten, und van Bibber ging lächelnd durch die ihn bewundernde Menge auf die Straße.“

„Ich vermute“, sagte van Bibber dann später am Tage, als er sein Abenteuer den Klubgenossen erzählte, „daß der Bursche, nachdem ich gegangen war, verfuhrte, das Trinkgeld vom Kellner zurückzubekommen, denn ich sah ihn sehr plötzlich aus dem Gast-hause herauskommen, und zwar ohne das Pflaster zu berühren, bis er auf dem Rücken lag, den Kopf in der Gasse. Ein ganz vorzüglicher Kellner.“

„Schottische Abenteuer.“ Auch der russische Kapitän Fersen, der heldenmüthige Kommandant des Kreuzers „Zamrud“, welcher im Gesenken zu so vielen seiner muthlosen Kameraden in der Seeschlacht von Korea ein Schiff in die Luft sprengte, um es nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, flammte, wie so mancher berühmte gemordete fremdländische Offizier, aus dem schottischen Hochlande. Er ist ein Abstammung des „Clans der Macphersons“, von denen eine Anzahl sich in Schweben niederließ. Sie legten dort das „Mac“ ihres Namens an und nannten sich einfach Fersen, das sich dann in das skandinavische Fersen abschleifte. Von Schweben aus verbreitete sich die Familie nach Rußland, wo sie bald Karriere machte, ihre Mitglieder in hohe Staatsstellungen einrückten und in den Abelsstand erhoben wurde. Der berühmteste Sprößling dieses altschottischen Geschlechts ist der in französischen Diensten zum Feldmarschall aufgestiegene Graf von Fersen gewesen, der im Leben der unglücklichen Königin Marie Antoinette eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Er war es, der als Aufseher verkleidet, das flüchtende Königspaar nach Varennes fuhr. Er kam später, nach seiner Rückkehr nach Schweden, durch Nord's um's Leben. Er war — unbegründet, wie sich herausgestellt hat — beschuldigt worden, den schwedischen Thronfolger durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben. Als er eines Tages eine Spazierfahrt in Stockholm machte, fiel der Böbel in sinnloser Wuth über ihn her und riß ihn geradezu in Stücke.

„Veränderte Situation.“ Galt: „Kellner, das Beefsteak ist wenigstens drei Wochen alt, es riecht schon.“ Kellner: „D, Pardon, mein Herr, ich habe mich geirrt und Ihnen Wild gebracht.“ Galt: „Wild? Dann lassen Sie es nur da! hm! Schmeckt ganz vorzüglich!“

„Universele Bildung.“ „hm, hm — also eine vielseitige Bildung haben Sie doch zuweisen und eingespart waren Sie auch schon einmal?“ „Ja, schau'n's ich bin eben in Allem a bissel zu Haus!“

„Hebertrumpf.“ Kohn: „Mein Ffodor hat kürzlich 'n Wig gemacht und ihn an ein Wipflatt eingeschickt. Was sagen Sie so'n Honorar. Per Wort eine Mark hat er getriegt.“ Leeb: „Und mein Theodor, hat er gefagt eine Grobheit einem Schutzmänn. Zehn Mark hat gestofet jedes Wort.“